

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Volkstum, Rasse und Sprache

Kenntierjäger, geben uns altbekannte Fundstätten wie das „Schweizersbild“ unweit Schaffhausen und das „Kefler Loch“ bei Thayngen Kenntnis, neuerdings auch der Petersfels bei Engen. Am Rande der Rheinebene aber fand sich 1925 im Zerental südwestlich von Freiburg zunächst dem Kuckucksbad bei Grabungen in der Felsenhöhle der „Teufelsküche“ die Station der jungeszeitlichen Jäger mit zahlreichen Resten der damaligen Tierwelt und mit den steinernen Herdplatten, die vor mindestens 25 000 bis 30 000 Jahren in Benutzung gewesen sein mögen. Von ähnlichem Alter war die bekannte, von Padtberg neu untersuchte Kenntierjägerstation im Löß von Nunzingen westlich von Freiburg. Die Funde dieses Abschnittes datieren aus der letzten Eiszeit und deren allmählichem Rückgang. Mit der Übergangszeit des Azilien sind wir schon völlig in der wärmeren Nacheiszeit. Der Hirsch ist an die Stelle des Kenntieres getreten. Werkzeuge dieses Abschnittes hat Laiss am Steiner Aloy geborgen. Die letzten etwa sechs Jahrtausende sind in die jüngere Steinzeit (mit geschliffenen Werkzeugen), in die Bronzezeit (Federsee, Pfahlbauten z. T.) und schließlich in die Eisenzeit zu gliedern. Keramische und oft herrliche Metallarbeiten, letztere Gegenstand eines bedeutenden Handelsverkehrs in vorchristlicher Zeit, bezeugen den damaligen Kunstsin, besonders auch den der Kelten und der frühgermanischen Stämme. Merkwürdig erscheinen keltische Beziehungen (Symbole) nord- und westeuropäischer, vorgeschichtlicher Menschen zu der Urbevölkerung des einstens vielleicht noch nicht völlig von Europa abgetrennten Nordamerikas. Wenigstens glaubt der Marburger Privat-

gelehrte Hermann Wirth Spuren derartiger Zusammenhänge alter Kulturen festgestellt zu haben. Tatsächlich erweisen die neuesten, tiefer reichenden Grabungen den Einfluß nordischer Kultur und nordischer Menschen z. B. auch im vorgeschichtlichen Griechenland.

Ein Rückblick besonders auf die rassistischen Fragen ergibt zwei Tatsachen. Einmal sehen wir, daß zwei Menschenarten die Erde bewohnt haben, mit denen die heutigen Menschen keine nähere Verwandtschaft mehr besitzen. Es waren das der Affenmensch der Alteiszeit und der Neandertaler vorwiegend der mittleren Eiszeit. Wichtig für uns ist ihr Vorkommen schon vor einem bis mehreren Jahrhunderttausenden auch auf unserm Kontinent. Als zweite und bemerkenswerteste Erscheinung sind die ältesten, als direkte Vorfahren unserer heutigen Menschheit in Betracht kommenden Urmenschen zu nennen, die in der letzten Eiszeit als Kenntierjäger eingewandert sind. Merkmale von ihnen, bald mehr der Aurignac-, bald mehr der Cro Magnonrasse, finden wir an den heutigen Europäern, an den Bewohnern Nordafrikas und Vorderasiens. Seit der jüngeren Steinzeit treten die Skelette langköpfiger, hochgewachsener Menschen im südlichen Schweden und in Nordwestdeutschland auf, die wir in der „nordischen Rasse“ zusammenfassen. Auch die neben ihnen vorkommenden, kurzschädelligen Formen werden der nordischen Rasse zuzurechnen sein, wobei es dahingestellt bleibt, ob diese Kurzschädelligen als Einschlag einer ursprünglichen oder einer späteren Rassenbeimischung oder von beiden aufzufassen sind.

Volkstum, Rasse und Sprache.

Von Theodor Steche.

Welche Merkmale bestimmen, zu welchem Volk ein Einzelmensch gehört? Für die Zugehörigkeit zum deutschen Volk ist nach nationalsozialistischer Auffassung und seit 1933 auch gesetzlich deutsches Blut, arische Abstammung nötig; Angehörige der jüdischen Rasse und Farbige gehören nicht zum deutschen Volk. Aber ist die Rasse die einzige Grundlage der Volkszugehörigkeit? Wenn man sich diese Frage überlegt, dann kommt man sehr schnell zu der Antwort: nein. Die Holländer, die Dänen, Schweden und Norweger haben im wesentlichen dieselbe Rasse wie die Deutschen, zum mindesten die Norddeutschen; aber niemals hat der Nationalsozialismus daran gedacht, sie zu den Deutschen zu rechnen. Die staatliche Trennung ist nicht das Entscheidende, denn

dann würde der Nationalsozialismus auch die Österreicher nicht als Deutsche ansehen, das tut er aber. Ganz deutlich tritt hier die Sprache als dasjenige Merkmal vor Augen, welches die Zugehörigkeit des Einzelmenschen zu einem Volke bestimmt.

In Nordschleswig, wo zwei Völker gleichen Blutes, gleicher Rasse und Abstammung zusammentreffen, ist tatsächlich die Sprache dasjenige, was allein bestimmt, ob sich jemand als Deutscher oder als Däne fühlt und von seinen Nachbarn und den Behörden dafür angesehen wird. Etwas verwickelter liegt auf den ersten Blick die Sache bei den Wenden in der Lausitz und den Masuren in Ostpreußen; beide sprechen zwar eine slavische Mundart, fühlen sich aber durchaus als zur deutschen Volksgemeinschaft gehörig. Hier ist das

Entscheidende, daß sie darauf verzichten, ihre slavische Mundart zu einer Schrift- und Verkehrssprache auszubauen; das Gemeinschaftsband der deutschen Schriftsprache und mündlichen „Hochsprache“ ist für die Volkszugehörigkeit grundlegend. Es besteht gar kein Zweifel, daß die Zugehörigkeit zur deutschen Sprachgemeinschaft eine Bedingung für die Zugehörigkeit zum deutschen Volke ist.

Während des 19. Jahrhunderts war die Ansicht weitverbreitet, die Muttersprache sei die einzige Grundlage des Volkstums; viele behördliche Statistiken wurden in dieser Weise aufgefaßt, und die Kämpfe volklicher Minderheiten waren meistens die Kämpfe sprachlicher Minderheiten. Heute ist es für jeden Schulmann wichtig, zu wissen, wie der Führer und Reichskanzler Adolf Hitler darüber denkt. Im zweiten Teil seines Buches „Mein Kampf“ (S. 427 f.) sagt er darüber folgendes: „Ich erinnere mich noch daran, wie in meiner Jugend gerade die Bezeichnung „Germanisieren“ zu ganz unglaublich falschen Vorstellungen verleitete ... Denn was man im allgemeinen unter diesem Wort verstand, war nur die erzwungene äußerliche Annahme der deutschen Sprache ... Daß jede solche Germanisation in Wirklichkeit eine Entgermanisation ist, wurde unserer bürgerlichen Welt niemals klar ... Es kommt in der Geschichte nur zu häufig vor, daß es den äußeren Machtmitteln eines Eroberer-volkes zwar gelingt, den Unterdrückten ihre Sprache aufzuzwingen, daß aber nach tausend Jahren ihre Sprache von einem andern Volk geredet wird und die Sieger dadurch zu den eigentlich Besiegten werden ... Da das Volkstum, besser die Rasse, eben nicht in der Sprache liegt, sondern im Blute, würde man von einer Germanisation erst dann sprechen dürfen, wenn es gelänge, durch einen solchen Prozeß das Blut der Unterlegenen umzuwandeln. Das aber ist unmöglich.“

Aus diesen Sätzen Adolf Hitlers ersieht man ganz eindeutig, daß er die Muttersprache als alleinige Grundlage der Volkszugehörigkeit ablehnt. Da er aber andererseits niemals einen fremdsprachigen Menschen zu den Deutschen rechnet, ergibt sich ohne Weiterungen die folgende Begriffsbestimmung: Die Zugehörigkeit zum deutschen Volke beruht nicht auf einer einzigen Grundlage, sondern auf zweien: deutschem Blut (arischer Rasse) und deutscher Sprache. Reichsinnenminister Dr. Frick hat es, als er im Januar 1934 die neue Verfassung der deutschen Studentenschaft verkündete, in diesem Sinne ausgedrückt: „Zu der deutschen Studentenschaft gehören alle Studenten deutschen Blutes und deutscher Sprache.“

Bei einem Einzelmenschen sind Rasse und Sprache völlig unabhängig voneinander. Die Rasse wird vorgeburtlich durch die Vererbung festgelegt; die Sprache erlernt jeder Mensch erst nach der Geburt, sie gehört zu den Einflüssen der Umwelt. Wenn ein Kind durch besondere Umstände in frühesten Jugend von seinen Eltern getrennt und in rassen- und sprachfremder Umgebung aufgezogen wird, dann lernt es die fremde Sprache und diese wird ihm zur Muttersprache, auch wenn sie ihm nicht blutgemäß ist. Umgekehrt wird auch die Sprache eines Volkes nicht merkbar geändert, wenn vereinzelt blutfremde Menschen in ihr aufwachsen.

Durchaus anders liegen aber die Verhältnisse zwischen Volkstum, Rasse und Sprache, wenn eine erhebliche Anzahl von Menschen sich rassistisch mit einer andern Menschengruppe vermischt oder deren Sprache übernimmt. Der Grund dafür ist, daß in allen solchen Fällen eine mindestens mehrere Generationen, meistens sogar mehrere Jahrhunderte lang dauernde Zeit besteht, in der wenigstens die Minderheit, oft aber die ganze Menschengruppe beide Sprachen, die schließlich siegende und die schließlich verschwindende, spricht. Ein kleines, von seinen Eltern getrenntes und einzeln in fremder Umwelt aufwachsendes Kind ist einsprachig; eine zu einer andern Sprache langsam übergehende Menschengruppe ist dagegen lange Zeit zweisprachig. Zweisprachigkeit hat aber ganz besondere Wirkungen. Jeder, der selbst eine fremde Sprache lernt oder lehrt, weiß, daß das Erlernen der wichtigsten Wörter und eines nordtätig dem Ausländer verständlichen Ausdrucksvermögens verhältnismäßig schnell erreichbar ist; was aber sehr große Schwierigkeiten macht, sehr lange Zeit erfordert und restlos nur bei ganz wenigen Menschen gelingt, ist die Beherrschung der fremdsprachigen Mundstellung (Artikulationsbasis), auf welcher die fremde Klangfarbe beruht, des fremden Satzbau und der fremdsprachlichen Anordnung der Bedeutungsfelder. Karl Schurz, der 1848 nach Amerika ausgewandert ist und erst dort die englische Sprache erlernt hat, errang seine späteren politischen Erfolge durch eine so meisterhafte Beherrschung der englischen Sprache bis in die feinsten Feinheiten hinein, daß alle staunten; der Sprachwissenschaftler Leskien hatte sich in die südslawischen Mundarten mit ihren sehr schwierigen Betonungsverhältnissen so eingeföhlt, daß die eingeborenen Bauern dort nicht glauben wollten, daß er ein Ausländer war. Aber das ist selten; sonst merken selbst bei sehr gewandten Sprechern Geübte den Fremden noch heraus. Wenn nun eine ganze Menschengruppe, Begabte und Unbegabte, jahrzehntelang neben ihrer Muttersprache eine fremde spricht, dann kann man sich vorstellen, was daraus entsteht: eine furchtbare Verschandelung dieser zweiten Sprache! Tatsächlich treffen wir diese überall an, wo eine Sprache eine zweite verdrängt oder vor kurzem vernichtet hat. Bei den Wörtern selbst bestehen die wenigsten Abweichungen, viel mehr bei der Klangfarbe, der Wortbiegung im Satzbau und in der Abgrenzung der Bedeutungsfelder. Die lautliche Eigenart der ostpreussischen Mundart führt man auf die Mundhaltung der alten Preußen baltischer Sprache zurück; wenn ein Oberschlesier statt „Das ist mein Vater“ sagt „Ist sich Vatter meiniges“, so sind das deutsche Wörter mit polnischem Satzbau; über das flensburger Deutsch des 19. Jahrhunderts gab es einen Witz: Die Mutter sagt zum Dienstmädchen „Bring das Kind um, zieh's ab und leg's ein“, d. h. bring's ins Nebenzimmer, zieh's aus und leg's ins Bett; das sind deutsche Wörter mit dänischen Bedeutungsfeldern.

Klangfarbe, Satzbau und Anordnung der Bedeutungsfelder nennt man in der Sprachwissenschaft die „innere Sprachform“ und stellt sie dem mehr äußerlichen Wortschatz und Lautbestand gegenüber. Wörter sind beweglich und wandern leicht von Sprachgemeinschaft zu Sprachgemeinschaft; Fremdwörter und Lehnwörter hat es in allen Zeiten und in allen Sprachen gegeben.

Aber die innere Sprachform steht bei geschlossenen Menschengruppen sehr fest und überdauert oft den Wechsel des gesamten Wortschatzes.

Viele Teile der inneren Sprachform sind wahrscheinlich durch Verkettung von Einzelereignissen in jahrhundertelangen Entwicklungen entstanden und festgeworden; aber einige sind so grundlegend, daß sie auf den ererbten, durch Blut und Rasse bedingten geistigen Eigenschaften zu beruhen scheinen. In der deutschen Sprache ist das Zeitwort so unbedingt in jedem vollständigen Satze nötig, daß wir uns eine Sprache ohne Verben kaum vorstellen können; aber tatsächlich gibt es ein so ausgebildetes Verb wie das indogermanische in keiner andern Sprachgruppe, die semitischen Sprachen haben es in geringerer Ausprägung, den meisten Sprachen fehlt es ganz! Man geht wohl nicht fehl, wenn man zwischen dieser Tatsache und der geschichtlich erwiesenen überlegenen Tatkraft der indogermanischen und auch der semitischen Völker, während die andern Völker ruhliebender sind, einen Zusammenhang annimmt! In Indien ist die Rasse der alten indogermanischen Herrenschicht immer mehr verschwunden; ist es ein Zufall, daß schon im Sanskrit das Verb an Wichtigkeit verliert und in den heutigen indischen Sprachen praktisch fehlt, so daß namhafte Sprachforscher sagen: die heutigen indischen Sprachen sind Dravidasprachen mit indogermanischen Wörtern?

Weil die Begriffe Volk und Rasse jetzt im Mittelpunkt der Weltanschauung stehen, muß jeder Schulmann, der doch immer mit der deutschen oder einer fremden Sprache zu tun hat, über das Verhältnis dieser beiden Begriffe zu der Sprache Bescheid wissen. Das Volkstum beruht auf zwei Grundlagen, gleicher Rasse und gleicher Sprache; Rasse und Sprache sind bei dem Einzelmenschen voneinander unabhängig, dagegen ist bei geschlossenen Menschengruppen die innere Sprachform, nicht aber der äußere Wortschatz, mehr oder weniger von der Rasse bedingt.

Wenn man diese Erkenntnisse klar beisammen hat, dann kann man auch die Wichtigkeit der Sprache für das Geistesleben des Volkes betrachten und im Unterricht behandeln, ohne befürchten zu müssen, mit der nationalsozialistischen Weltanschauung, die sich auf Blut und Rasse gründet, in Gegensatz zu geraten. Denn es wird jetzt nötig, die deutsche Sprache mehr zu beachten und zu pflegen, als dies in den letzten Kampffahren der nationalsozialistischen Bewegung und in dem der Machticherung gewidmeten Jahre 1933 möglich war. Die Sprachwissenschaft arbeitet schon seit mehreren Jahren kräftig daran, einen zeitweilig vorhanden gewesenen Zustand weltfremder Kleinforschung zu überwinden, und legt ihre Hauptmühe auf die Erforschung, welche Bedeutung und Einflüsse die Sprache auf das Geistesleben des Volkes hat. Damit entspricht sie der nationalsozialistischen Anschauung, daß das Suchen der Erkenntnis um der reinen Erkenntnis willen keinen Wert hat, sondern daß jede wissenschaftliche Forschung auf das Volk des Forschers bezogen werden muß.

Den Anstoß zu dieser Umkehr der Sprachwissenschaft hat Leo Weisgerber, jetzt Professor in Kassel, gegeben mit seinem im Jahre 1929 (bei Vandenhoeck & Ruprecht) erschienenen Buche „Muttersprache und

Geistesbildung“. Im Jahre 1925 hatten zwei Ärzte etwas Merkwürdiges an einem kriegsbeschädigten Gehirnverletzten beobachtet. Der Kranke hatte einen Teil seines Gedächtnisses verloren; am auffälligsten war der Verlust der Farbnamen. Gleiche Farben richtig zusammenzulegen und nach Gegenständen, z. B. Kirschchen oder Veilchen, zu benennen, das war dem Verletzten möglich; er sagte aber: „Die Farben sind ja alle verschieden, die kann man doch nicht sortieren.“ Unter den Wörtern rot, grün usw. konnte er sich gar nichts vorstellen; jede Farbe blieb für ihn ein unverbundener Einzelbegriff.

Da sagt Weisgerber nun: das ist sprachlich bedingt. Wer die Wörter rot, grün usw. nicht hat, dem müssen die Farben unverbunden nebeneinander liegen bleiben; nur eine solche Gruppe von ähnlichen Farbtönen wird als eine Farbe empfunden, für welche die Sprache ein Wort hat. Ohne das Wort rot gibt es keinen Begriff rot. Im natürlichen Farbenspektrum und den natürlichen Helligkeitsgraden gibt es überhaupt keine Grenzen; alle Farbengruppen sind in jeder Sprache willkürlich gebildet.

An den Verwandtschaftsbezeichnungen, dem Denken taubstummer Menschen und an vielen andern Dingen hat Weisgerber die Zusammenhänge weiter untersucht. Manche Begriffe sind nicht selbstverständlich, sondern werden von dem Kind erst zusammen mit den dazugehörigen Wörtern als ein Teilstück der Spracherlernung erworben. An und mit den sprachlichen Bezeichnungen entwickeln sich die sprachlichen Begriffe. Wo die Wörter fehlen, da fehlen auch die Begriffe.

Für das Geistesleben der Völker werden diese Dinge dadurch bedeutungsvoll, daß die einzelnen Sprachen den naturgegebenen Tatsachenstoff in verschiedene Gruppen einteilen. Am klarsten sieht man das bei den Farbwörtern. Die altgriechischen Farbvorstellungen weichen völlig von den heutigen ab: z. B. erstreckt sich das Wort chloros vom Hellgrün über das Dunkelgelb bis zum Hellbraun eines Pferdes, das Wort kyanos vom Schwarz, Dunkelgrün über Dunkelblau bis zum Dunkelviolett, umgekehrt wurde das Wort erythros eigentlich nur auf Blut und Rotwein bezogen, hatte also ein viel engeres Bedeutungsfeld als unser aus demselben Stamme entsprungenes Wort rot. Im 19. Jahrhundert ist ernsthaft erörtert worden, ob die alten Griechen ganz oder teilweise farbenblind gewesen seien und ob sich das Farbensehen erst später entwickelt habe; so ratlos stand man den überraschenden Abweichungen gegenüber! Nun hatte man zwar schon seit langem immer wieder die praktische Erfahrung gemacht, daß sich die Wörter zweier Sprachen fast nie „decken“; aber man hielt das mehr für einen bedauerlichen Zufall. Andererseits hatte schon Wilhelm von Humboldt in seiner Schrift „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts“ die Ahnung ausgesprochen, daß die begriffliche Einteilungsweise einer Sprache, ihre „innere Sprachform“ für das Geistesleben der Sprachgemeinschaft sehr wichtig sei; aber er konnte es nicht zwingend beweisen und deshalb blieb diese Ansicht fast ohne Wirkung. Erst als Weisgerber an dem Fall des

Kriegsbeschädigten Gehirnverletzten für einen Teil des Wortschatzes, die Farbnamen, zwingend bewies, daß manche Begriffe ihre Daseinsgrundlage nur in den zugehörigen Wörtern haben, da setzte die Wirkung in der Sprachwissenschaft ein.

Jeder Mensch wird geformt durch die vorgeburtlich mitgegebenen Erbanlagen und durch die nachgeburtlich einwirkende Umwelt. Charakter und Menschenwert hängen überwiegend von der Vererbung ab; aber alle geistigen Kulturgüter werden nicht durch Vererbung, sondern durch die Erziehung von einer Generation an die nächste weitergegeben. Das Übertragungsmittel für geistige Dinge ist fast ausschließlich die Sprache. Infolgedessen müssen die Unterschiede verschiedener Sprachen in der begrifflichen Einteilung des Tatsachenstoffs auch das Geistesleben der Menschen, die in verschiedenen Muttersprachen aufwachsen, und das Geistesleben der gesamten Völker recht verschieden gestalten. Deshalb muß man der Sprache als volkformendem Mittel auch neben der Rasse die Aufmerksamkeit zuwenden.

Leider stand während der letzten zwei Jahre dem ein Geminnis entgegen. Im Jahre 1932 veröffentlichte Dr. Georg Schmidt-Kohr ein umfangreiches Buch mit dem Titel „Die Sprache als Bildnerin der Völker“ (Verlag Eugen Diederichs, Jena, Schriften der Deutschen Akademie, Bd. 12); im Mai 1933 kam eine zweite Auflage mit dem geänderten Titel „Mutter Sprache, Vom Amt der Sprache bei der Volkwerdung“ heraus. Im ersten Teil dieses Buchs hat der Verfasser zu Weisgerbers Ansichten noch viele andere gute Belege beigebracht und manche Einzelheiten der Auffassung noch schärfer herausgearbeitet. Aber im zweiten Teil des Buches stellte Schmidt-Kohr die Sprache als die alleinige Grundlage der Volkzugehörigkeit dar und wandte sich, zum Teil sehr scharf, gegen die Auffassungen, welche andre Dinge als Volkstumsgrundlagen annahmen. Insbesondere griff er in einem ausführlichen Abschnitt scharf den nationalsozialistischen Standpunkt zur Judenfrage an, und die-

ser Abschnitt blieb auch in der zweiten Auflage, nur unwesentlich gemildert, stehen.

Man kann sich denken, daß dies bei vielen Nationalsozialisten Erstaunen und Unwillen erregte. Bald erschienen die Ablehnungen; einige der frühesten erklärten, Schmidt-Kohrs Anschauungen seien von Anfang bis Ende falsch und müßten vom Nationalsozialismus vollständig abgelehnt werden. Diese Meinung hielt der Verfasser des vorliegenden Aufsatzes für übertrieben und wegen der Bekämpfung richtiger sprachwissenschaftlicher Erkenntnisse für verhängnisvoll; deshalb schrieb er im Oktober 1933 in der Monatschrift „Völkische Kultur“ (Verlag Wilhelm Limpert, Dresden) und am 19. Dezember 1933 im „Völkischen Beobachter“, nur der zweite, politische Teil von Schmidt-Kohrs Buch sei untragbar, dagegen der erste, sprachwissenschaftliche, im allgemeinen einwandfrei. Trotzdem verblieb bei vielen Parteigenossen ein offenes Mißtrauen, zum mindesten eine abwartende Zurückhaltung, ob nicht die Sprachwissenschaft eine getarnte Judenfreundschaft sei und den nationalsozialistischen Rassenstandpunkt unterwühlen wolle.

Nach der öffentlichen Erklärung Schmidt-Kohrs, daß er bestimmte Teile seiner Ausführungen nicht mehr aufrecht erhalte, die auf der 58. Philologentagung in Trier verlesen wurde und von jetzt an jedem Exemplar seines Werkes beigelegt wird, besteht dieser Grund zum Mißtrauen nicht mehr. Jetzt wird es auch jedem Nationalsozialisten möglich sein, neben den in Weisgerbers Buch dargestellten sprachwissenschaftlichen Tatsachen auch die von Schmidt-Kohr im ersten Teil seines Buchs zusammengebrachten zu benutzen. Denn das ist das Wichtigste: Rassenstandpunkt und Sprachgedanke, ebenso Rassenpflege und die jetzt unbedingt nötige Sprachpflege, sind an sich nicht, und von jetzt ab nicht mehr, Gegensätze; jeder Schulmann, ob Nationalsozialist oder nicht, kann künftig auf die große Wichtigkeit der Sprache für das Geistesleben und das Volkstum hinweisen und sich uneingeschränkt der Pflege unsrer deutschen Muttersprache widmen.

Ein Baum, der schön, stark, fruchtbar werden soll, muß fest wurzeln auf seiner Stelle, nicht immer neu gepflanzt werden, in seinen Ästen und Zweigen darf man nicht herumfahren wie ein Perückenmacher und Friseur in den Haaren einer Pariser Dame.

Jeremias Gotthelf.